

Sonntag

Polen.

Russisches Leben! Dide Finsternisse Verhüllen deine plumpen Formentrisse!

O Mutter Heimat! Keine Zahl erklärt Die Zahl der Schlangen, die dein Busen nährt. Großväter Schuld und Väter Leichtsinns zeugten Ein ganz Geschlecht von Sklaven, Stumpfschnecken. Der heuchlerische Stadtrat schnitt dein Haar, Dich würgte der Gendarm, Beamte, Jar, Dich plündert Pfaffe, Grundherr, Kaufmann, Richter, Der letzte Schreiber pfiffig frech Gelichter . . . Du aber — lernst du Gewalt dich schmiegen, Du hast geschafft im Schweiß und hast geschwiegen, Und in dem riesengroßen Heimatlände Hast du im Staub gewälzt die eig'ne Schande . . . Weiche, du Gram des Grabes! Nimmermehr Dem Uebel wehrst du trüg und kummerst schwer. 's ist keine Zeit, zu seuzen und zu weinen, Die Schuld der Ahnen gilt es zu verneinen! . . . O Heimatmutter! Laß die Kräfte steigen! Licht, Leben, Tat in dieses Grabeschweigen! Steh auf! der Finsternis ein Wecklied dröhne, Geh, räche deine hingemähten Söhne!

(Aus dem Polnischen von Karl Hendel.)

Strom und Schaum.

Von Friedrich Stampfer.

Kampf ist der Vater aller Dinge! Dies Wort des dunklen Philosophen ist der Leitspruch der sozialistischen Arbeiterbewegung von Anbeginn gewesen. Sie ist groß geworden im Kampf gegen eine Welt übermächtiger Feinde, aber sie ist zugleich auch gewachsen in unausgesetztem inneren Kampf.

Gleich in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts sehen wir den Löwentopf des jungen Marx aus einer streitenden Schar debattierender Sektenschwärmer hervorstechen. Da waren Saint Simonisten und Weitlingianer, Fourieristen und Proudhonisten, da waren vor allem die Anhänger Proudhons, die „wahren Sozialisten“, die in Deutschland die Welt des Sozialismus beherrschten — ach wie klein war diese Welt! Die „wahren“ Sozialisten lehrten, daß man sich um den Staat nicht zu kümmern brauche, da er verkaufen müsse, und daß der Gewerkschaftskampf von Uebel sei. Marx warf sich ihnen entgegen, zeigte, daß der politische wie der gewerkschaftliche Kampf der Lebensnotwendigkeit der Arbeiterklasse entspringe („Uebel der Philosophie“) und schleuderte den Unpolitikern im „kommunistischen Manifest“ sein revolutionäres Staatsbekenntnis entgegen: „Wir sehen . . . daß der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur besonderen Klasse, die Erklämpfung der Demokratie ist.“ Und dann hagelt es in den „vorläufigen Maßregeln“ von Staatsausgaben, Steuern, Erbrecht, Staatskapital, Zentralisation in den Händen des Staates! Staat, Staat und wieder Staat!

Das war eine Kampfanzeige. Aber die den Handschuh aufnahmen, das waren nicht mehr Proudhon und die „Wahren“, sondern Bakunin und die Antietatisten (Staatsgegner). Bis in die siebziger Jahre tobt der Streit. Marx ist ihnen ein „Staatskommunist“, ein „Einschlaffer der revolutionären Energien des Proletariats“, ein Diktator, der die Organisation, die „Internationale Arbeiterassoziation“, zu seinen ehrgeizigen Zwecken mißbraucht, ja ein Alldußerer und „rechte Hand Bismarcks“. Die „Internationale Arbeiterassoziation“ heißt bei ihnen „eine bürgerliche, von bürgerlichem Geist korrumpierte Organisation“. Man streitet, spaltet sich, beschuldigt sich gegenseitig der Denunziation und des Spitzeltums. . .

Inzwischen zieht der Komet Ferdinand Lassalle seine helle Bahn über den deutschen Himmel. Jah' bricht sie ab. Unter der Führerschaft v. Schweigers, seines Nachfolgers, schlägt der unter der Decke schmelende Streit zu heller Flamme aus. Die Eisenacher, die Lassalleaner! Sie Kreditbewilliger, die Kredithalter! (Das war 1870/71.) Schweiger wird — zu Unrecht, wie Mehring und Gustav Meyer nachgewiesen haben — verdächtigt, ein bezahlter preussischer Regierungsagent zu sein, wogegen Lölde Bebel nachsagt, er beziehe ein Gehalt vom abgesetzten König von Hannover!! In Eisenach versuchen die Lassalleaner die Gründung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei gewaltsam zu hindern. Es gibt Värmiszene auf Värmiszene, schon drohen Hinabwürfe von der Treppe.

Und doch! Ein paar Jahre später kam die Einigung von Gotha — nicht ohne Widerspruch von Karl Marx. Und wieder ein paar Jahre darauf, 1879, war das Sozialistengesetz da, das die Arbeiterbewegung wie mit einem eisernen Ringe umschloß. Aber selbst die gemeinsame Not verhinderte nicht den Ausbruch neuer innerer Kämpfe. Noch einmal erhob der Geist Bakunins in Haffemann und Most sein Haupt, Bebel und Liebknecht hatten eine Zeitlang gegen sie keinen leichten Stand. Aber auch diese Saat zerfiel schließlich wie Spreu im Winde.

Das Sozialistengesetz fällt, es folgt die Erhebung der Berliner „Jungen“ gegen Bebel und Liebknecht, gegen Auer und Vollmar. Im Kampf gegen den verräterischen Parteivorstand sind Max Schippel, Wilhelm Berner, Paul

Kampfmeyer Auer im Streit. „Herr August Bebel, Sie haben die Fühlung mit dem Volke verloren!“ ruft in einer Berliner Versammlung der Kaufmann Auerbach. Und der Holländer Domela Nieuwenhuis meint in einer Broschüre, Bebel und Liebknecht mühten, wenn sie konsequent wären, schließlich auch den Militäretat annehmen. Das sei die notwendige Folge ihres Verhaltens.

Heiß ging es zu auf den Parteitagen in Halle (1890) und Erfurt (1891). Hören wir, was die Jungen gegen den Parteivorstand (Bebel und Liebknecht) zu sagen hatten. Auer hat es im Erfurter Protokoll zusammengefaßt:

- 1. Der revolutionäre Geist wird seitens einzelner Führer systematisch ertötet. 2. Die geübte Diktatur (des Parteivorstandes) ersüdt jedes demokratische Fühlen und Denken. 3. Die ganze Bewegung ist verflacht und zur reinen Reformpartei kleinbürgerlicher Richtung herabgesunken. 4. Die Revolution wird von der Tribüne des Reichstags feierlichst abgeschworen. 5. Es geschieht alles, um einen Ausgleich zwischen Proletariat und Bourgeoisie herbeizuführen. 6. Angesichts der Arbeiterschun- und Versicherungsanträge sei die Begeisterung unter den Genossen verfliegen. 7. Majoritätsbeschlüsse in der Fraktion kommen fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zustande und ebnen so den Boden zur Schwächung nach rechts. 8. Die Taktik der Partei ist falsch und verkehrt. 9. Sozialismus und Demokratie haben nichts gemein mit den Reden unserer Abgeordneten.

Und so fort bis 14! Auch diese Welle verlief sich rasch. Aber dann kam von der anderen Seite her die sogenannte „revisionistische“ Bewegung, der Streit Bernstein-Kautsky. Es kam der Dresdener Parteitag, der „Vorwärts“-konflikt (1905), der süddeutsche Budgetstreit.

Die Arbeiterbewegung aber, weit davon entfernt, unter diesen Kämpfen Schaden zu leiden, wuchs und wuchs. Aus den wenigen Tausend, die sich um Marx und Lassalle geschart hatten, wurden Hunderttausende, Millionen. Das Jahr 1912 brachte den größten Wahlsieg, den die deutsche Sozialdemokratie jemals errungen hatte, 110 Mandate, mehr als 4 Millionen Stimmen!

Zwei Jahre später kam dieser entsetzliche Krieg. Wen, der die Geschichte der Bewegung kennt, kann es wundern, daß er zum Ausgangspunkt neuer innerer Kämpfe wurde? Wer aber, der diese Geschichte kennt, wollte um dieser Kämpfe willen an der Zukunft verzweifeln?

Der Streit ist ein hartes Nuß. Für den Augenblick richtet er unendlich viel Schaden an, ja, die ganze Bewegung scheint durch ihn gefährdet. Aber bisher hat sich noch immer das Gesetz bewährt: Je schwerer der innere Kampf, desto größer der ihm folgende Aufstieg!

„Concordia parvae res crescunt, discordia maximas dilabuntur.“ Durch Einigkeit wachsen kleine Dinge, durch Zwiespalt werden die größten zertrübt, sagt die platte lateinische Schulweisheit. Sie hat nicht ganz so unrecht, wie es auf den ersten Blick scheint. Wohl ist viel Großes in unaufhörlichem inneren Streit aufgewachsen: Rom, die mittelalterlichen Stadtrepubliken, die englische Welt Herrschaft und — die deutsche Arbeiterbewegung. Sie alle aber konnten im Streit nur wachsen, weil und so lange als die große Concordia da war, die oft unbewußte tiefe innere Zusammengehörigkeit, die alle Gegensätze stets von neuem überwand, feindlich Betretenes immer wieder zueinanderfügte. Diese große Concordia besteht aber immer noch in den wirklichen Massen des arbeitenden deutschen Volkes, Arbeitern, Angestellten, Beamten, und sie wird nicht schwächer sondern immer stärker durch die alles zusammenpressende Macht der großkapitalistischen Entwicklung.

Ein großer Strom hat starke Wirbel und wirft viel Schaum ans Land. Aber die wilde Bewegung seiner Oberfläche täuscht nicht über die ruhige Kraft seiner Tiefen, der naturgesetzliche Notwendigkeit die Richtung weist. Schaum zergeht, der Strom besteht!

Die Erwerbsarbeit der Frauen im Kriege.

Von Heinrich Cunow.

Der Krieg hat eine große Anzahl von Frauen vom häuslichen Herd in die Erwerbsarbeit, in Fabriken und Werkstätten, Kontore und Speicher getrieben. Die Arbeitsplätze der zur Fahne Einberufenen mußten besetzt werden und bei dem heutigen Mangel an Arbeitskräften blieb nichts anderes übrig, als Frauen zum Ersatz für die im Felde stehenden Männer heranzuziehen. Manche gewerblichen Berufe haben, wie die Statistiken der gewerkschaftlichen Organisationen nachweisen, nach und nach mehr als drei Fünftel ihrer Arbeitskräfte verloren; und wenn heute einzelne Gewerbebezüge weniger Arbeitskräfte gebrauchen, so haben sich die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit anderer, wie z. B. der Munitionsindustrie, ins Riesenhafte gesteigert.

Dieser Mangel an Arbeitskräften sowie der sich für viele Frauen und Töchter der Eingezogenen ergebende Zwang, die Kriegsunterstützungen durch eigene Erwerbsarbeit zu ergänzen, denn gar oft reichen diese infolge der enormen Preissteigerung aller Waren selbst für die bescheidensten Lebensansprüche nicht aus, hat den verschiedenartigsten Gebieten des Erwerbslebens in steigendem Maße weibliche Arbeiterheere zugeführt. Wir finden heute die Frau nicht nur in leichteren Berufen tätig, sie ist auch in viele der schwersten, harte körperliche Anstrengungen erfordernde Arbeitszweige eingedrungen — in Berufe, die man vor dem Kriege allgemein als völlig ungeeignet und unpassend für die Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte hielt.

Wie in so manchen anderen Dingen hat sich auch hier der Krieg als eine gewaltige, alte Verhältnisse und Anschauungen umstürzende revolutionäre Kraft erwiesen, — aber, wie es unter der kapitalistischen Wirtschaftsweise mit ihren inneren Gegensätzen nicht anders sein kann, als eine zwiespaltige Kraft, die, wenn sie einerseits gewisse Entwicklungsschritte fördert, andererseits andere soziale Fortschritte hemmt und hindert. Wird z. B. durch diese Verschiebung des Arbeitsmarktes der Frau mancher neue Beruf, manches neue Arbeitsfeld geöffnet und ihr für die Zukunft die Möglichkeit geboten, ihre Arbeitskraft besser und vorteilhafter zu verwerten, als ihr das früher möglich war, also eine größere wirtschaftliche Selbständigkeit zu gewinnen, so birgt andererseits die Heranziehung der Frau zu

schweren industriellen Beschäftigungen die Gefahr einer weiteren Schwächung der Volkskraft, einer Schädigung des Nachwuchses in sich. Dagegen wird der Krieg uns nicht nur viele Krüppel und Verstümmelte hinterlassen, sondern nach bisherigen Erfahrungen auch die Zahl der Geistes- und Gemütskranken, Epileptiker, Rheumatiker usw. beträchtlich vermehren; kommt nun dazu infolge der Schwächung des weiblichen Organismus durch unangepasste Arbeiten und Ueberanstrengungen eine Zunahme der weiblichen Unterleibskrankheiten, eine Beeinträchtigung des Zeugungsvermögens, so muß dieses sich als schwerste Gefährdung der Volksgesundheit erweisen. Eine vorsorgliche Ergänzung der Arbeiterschutzesetze, vor allem aber des Mutterschutzes, ist deshalb eine dringende Notwendigkeit.

Doch nicht minder wichtig ist die Konkurrenz, die durch dieses Eindringen der Frau in ihr bisher verschlossene Berufe der Männerarbeit erwächst. Ein Teil der heute in Industrie und Handel beschäftigten Frauen wird zwar, wenn der Mann aus dem Felde zurückkommt und lohnende Arbeit findet, der nur aus wirtschaftlichem Zwang ergriffenen Beschäftigung Valet sagen und zum häuslichen Herd zurückkehren; ein großer Teil aber wird in seiner jetzigen Stellung bleiben, um so mehr, als die Unternehmerschaft ein starkes Interesse daran hat, sich die billigere und meist auch willigere Arbeitskraft für die Zukunft zu sichern. Dazu kommt, daß manche Frauen und Töchter im Kriege Gefallener und Schwerverwundeter, die sich heute noch mit Unterstützungen und Aushilfsarbeiten durch ihre Notlage durchhelfen, nach dem Kriege, da durch die knappen Renten der notwendigen Lebensunterhalt nicht zu bestreiten sein wird, sich genötigt sehen werden, dauernde Beschäftigung in industriellen oder kaufmännischen Betrieben zu suchen. Zudem dürfte in den nächsten Jahren infolge der Verringerung der Zahl der heiratsfähigen Männer die Masse der jährlichen Eheschließungen, also der Begründung eigener Haushalte abnehmen.

Jedenfalls wird nach dem Kriege die Frau weit mehr als Konkurrentin des Mannes auf dem Arbeitsmarkte auftreten, und zwar als eine die Forderungen des Mannes unterbietende Konkurrentin, zumal die meisten der erwerbstätigen Frauen nicht beruflich bezw. gewerkschaftlich organisiert sind und sich nach den Erfahrungen, die bisher nicht nur in Deutschland, sondern in allen industriellen Ländern gemacht sind, auch nicht so leicht organisieren lassen wie die männlichen Arbeiter. Trotz aller Bemühungen ist es bisher immer nur möglich gewesen, einen verhältnismäßig kleinen Teil der Frauen für die berufliche Organisation zu gewinnen, teils weil sie das Arbeitsverhältnis nicht als dauernde Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz betrachten, sondern in ihrer Erwerbsarbeit nur eine Art Durchgangsstation sehen, der sie durch baldige Verheiratung zu entriren hoffen, teils weil die Frau durchweg infolge ihrer langen Einengung in der Familie, ihres beschränkten Wirkungskreises und der sich daraus ergebenden Einspaltung ihres Innenlebens mehr individualistisch denkt als der Mann und daher für ein solidarisches Verhalten weniger Verständnis besitzt.

Leider besitzen wir über die Ausdehnung, die die weibliche Erwerbsarbeit in Deutschland während der Kriegszeit erfahren hat, keine auch nur halbwegs ausreichenden und zuverlässigen Nachrichten. Die Angaben der monatlich an das Reichsamt für Statistik berichtenden Krankenkassen geben keinen sicheren Anhalt. Dagegen hat das englische Board of Trade sich bemüht, durch statistische Aufnahmen, Umfragen bei Unternehmern und sachverständige Abschätzungen annähernd die Vermehrung der weiblichen Erwerbsarbeit seit Kriegsbeginn festzustellen. Das Ergebnis ist im letzten Hefte (Oktoberheft) der offiziellen „Labour Gazette“ veröffentlicht und um so interessanter, als man auch zugleich darauf Bedacht genommen hat, durch Nachfragen festzustellen, inwieweit die weiblichen Arbeiter männliche Arbeiter ersetzt haben, das heißt, Arbeiten ausführen, die bisher von Männern gemacht worden sind.

Da England nicht in gleichem Maße von fremden Bezugsmärkten abgeschnitten ist und die Einberufungen zur Fahne nicht so zahlreich sind, wie in Deutschland, ist auch die Zunahme der weiblichen Erwerbsarbeit nicht so groß; immerhin hat nach den Feststellungen die Zahl der weiblichen Arbeiterinnen sich vom Juli 1914 bis Ende Juli 1916 um 866 000 vermehrt. Da Großbritannien mit Irland vor dem Krieg 3 219 000 weibliche Arbeiterinnen und Angestellte hatte, beträgt also die Zunahme in zwei Jahren 27 Prozent. Nicht mitgerechnet sind hierbei die weiblichen Diensthöten aller Art, deren Zahl während der Kriegsdauer beträchtlich abgenommen hat, ebenso nicht die Zahl der Krankenpflegerinnen und ferner nicht die Zahl der Schneide- rinnen, Näherinnen, Putzmacherinnen, die für sich allein oder in kleinen, nur einige wenige Personen beschäftigenden Hausbetrieben tätig sind.

Für die einzelnen Beschäftigungsarten ergibt sich nach dieser englischen Ermittlung folgende Zunahme der weiblichen Erwerbsarbeit:

Gewerbeart	Zunahme der Zahl der Beschäftigten Frauen	Zahl der Frauen, die an die Stelle von Männern getreten sind
1. Industrielle Betriebe . . .	362 000	268 000
2. Handeltgewerbe . . .	198 000	201 000
3. Künstler u. Kunstgewerbe usw.	15 000	15 000
4. Ban- und Gebäuwesen . . .	80 000	28 000
5. Hotels, Restaurants usw. . .	19 000	81 000
6. Landwirtschaft (nur Großbritannien, also ohne Irland)	66 000	66 000
7. Transportgewerbe (nur private Betriebe) . . .	81 000	81 000
8. Staatsdienst usw. . .	48 000	88 000
9. Arsenale, Docks, Werften usw.	69 000	69 000
10. Kommunaldienst usw. (auch kommunale Straßenbahnen) . .	28 000	26 000

Am geringsten ist die Zunahme weiblicher Arbeitskräfte im Bergbau, in der Steinindustrie und im Baugewerbe; am größten in der Metall- und der Baumwollindustrie, ferner in der Leder-, Glas-, Porzellan- und Kautschukindustrie.

Auch im Eisenbahnbauwesen hat die Verwendung weiblicher Arbeitskräfte stark zugenommen, und zwar haben bei den Straßenbahnen die Frauen nicht nur vielfach als Schaffnerinnen und Wagenreintigerinnen Anstellung gefunden, sondern auch als Fahrerin (Motortaxiführer). Nachdem Glasgow darin vorgegangen, haben eine Reihe schottischer Städte

Fahrerinnen angestellt und auch einige englische Städte sind darin nachgefolgt, besonders aber haben Frauen im eigentlichen Eisenbahndienst Verwendung gefunden. Während die englischen Eisenbahnen vor dem Kriege nur 11 000 Frauen beschäftigten, war diese Zahl Ende Juli 1916 bereits auf 33 000 gestiegen.

Dennoch hat in England die Erziehung männlicher durch weibliche Arbeitskräfte noch immer nicht die gleiche Bedeutung gewonnen wie für Deutschland, in dem voraussichtlich nach dem Kriege die sogenannte „Frauenfrage“ eine höchst wichtige Rolle spielen wird. Der Krieg hat die Frauenfrage aus der früheren akademischen Erörterung herausgehoben, die so oft aufgetischten Gründe und Gegengründe mit rauber Hand beiseite geschoben und sie zu einer praktischen Frage der nächsten Zukunft gemacht, die nicht nur die Berufe angeht, in die die Frau zunächst als Arbeitskonkurrenztin eingedrungen ist, sondern die Gesamtheit aller Erwerbszweige, denn bei dem Austausch der Arbeitskräfte von Beruf zu Beruf, wie er sich mit der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung gestaltet hat, trifft die Veränderung der Arbeitsverhältnisse in einem Arbeitszweig zugleich auch die übrigen Zweige. Die Gewerkschaften finden sich demnach vor ein recht schwieriges Problem gestellt!

Das Ziel.*

Von F. Müller-Sper.

„Das öffentliche Wohl sei das Ziel des Gesetzgebers; die allgemeine Nützlichkeit sei das höchste Prinzip in der Gesetzgebung. Die Erkenntnis des Wohls der Gemeinschaft, um deren Interessen es sich handelt, bildet die Theorie, die Auffindung der Mittel, es zu verwirklichen, die Praxis.“

J. Bentham.

Das Ziel dieser großartigen Entwicklung ist der „wohlgeordnete Staat“; d. h. der Staat gedacht als organisierte Gesellschaft, als die Verkörperung der ungeheuren, alles überwindenden Macht, die die organisierte Arbeit von Millionen von Menschen auszuüben vermag; als der fast allmächtige „Uebermensch“, der in der Tat übermenschliche Aufgaben zu lösen und die Wohlfahrt der menschlichen Gattung in unerhörtem Maße zu fördern fähig ist. — Denn nur durch die planvolle und zielbewusste Organisation vieler Kräftezentren geschaffen werden, die wahrhaft großen Aufgaben gewachsen sind, und die den Kampf mit den menschlichen Leiden und Uebeln erfolgreich aufzunehmen imstande sind. —

Seinem Ursprung nach war allerdings der „Staat“ etwas ganz anderes: er entstand als eine Einrichtung, durch die eine kleine Oberklasse von Organisierten eine große Unterklasse von Nichtorganisierten vergewaltigte und ausbeutete. Aber in unserer Zeit geht der ursprüngliche Kriege- und Ausbeutungsstaat immer mehr über in den Arbeitsstaat; er etabliert sich allmählich und wird zum Wohlfahrtsstaat, der sich als höchstes Ziel das Wohl aller seiner Bürger setzt und dies Ziel durch immer großartigere Organisationen zu erreichen sucht.

Nach dem Gesetz der wachsenden Staatstätigkeit zieht der moderne Staat, oder besser die organisierte Gesellschaft, immer mehr Tätigkeiten, die früher von einigen bevorrechtigten Familien oder Privatpersonen schlicht und recht ausgeübt worden waren, in seine immer größer werdenden Organisationen hinein. So entstehen Riesenorganisationen, die fast jeder Aufgabe gewachsen sind. Denn organisierte Arbeit, d. h. die planvoll geleitete Verbindung vieler Arbeiter, im Gegensatz zur Einzelarbeit, ist potenzierte Arbeit und in dieser Potenzierung der Arbeit durch Organisation liegt das ganze Geheimnis der menschlichen Macht und Größe. —

Alle großen Wirkungen entstehen aus der Verbindung von Einzelwirkungen. Es besteht ein Prinzip, das man das Prinzip der Synergie oder das Gesetz der Aggregation genannt hat und das besagt, daß durch das Zusammenwirken einzelner Kräfte Wirkungen erzielt werden, die die bloße Addition der Einzelkräfte bei weitem überschreiten; mit an-

* Aus F. Müller-Sper's letztem Werke: „Soziologie der Leiden“. (Verlag A. Langen, München.)

deren Worten die Wirkungsfähigkeit eines Aggregates ist quantitativ und qualitativ der Summe der Komponenten überlegen. Man kann diesen für die menschliche Gesellschaft so unendlich wichtigen Satz daher auch als den Satz von der „schöpferischen Synergie“ bezeichnen.

Wie wenig läßt sich z. B. mit einem einzelnen Finger ausdrücken; ich kann damit fast nichts bewirken, als einzelne Drücke oder Stöße ausüben. Aber mit den fünf Fingern, die synergisch in der Gestalt einer Hand organisiert sind, kann ich nun schon eine Feder erfassen und schreiben, ich kann eine Pistole abdrücken oder schießen, kurz, ich kann damit tausend verschiedene Handlungen verrichten. Zwei Hände wiederum, die ineinanderspielen, können nicht nur doppelt soviel bewirken als eine allein, sondern fast unendlich mal mehr. Der wohlorganisierte Staat aber stellt ein System von Millionen von Händen, Armen, Augen, Köpfen usw. dar, die alle nach einheitlichem Plan zusammenwirken, und er ist dadurch imstande, Riesenaufgaben, an die bei vereinzelter Arbeit gar nicht zu denken war, spielend zu überwältigen.

Aber, so höre ich hier einwenden: wird eine solche Organisation uns nicht alle zu Knechten machen? Wird sie nicht alle freie Initiative ersticken? Gelangen wir nicht aus der Skylla in die Charybdis?

Hier ist nun eine wichtige Unterscheidung zu machen, die bisher wohl übersehen wurde, nämlich die Unterscheidung zwischen Kampforganisation und Arbeitsorganisation.

In der Kampforganisation muß sich die Person nicht nur dem Befehlshaber ganz und gar unterordnen, sondern sie muß sich auch dem Ganzen völlig ausopffern. — In der Kampforganisation ist also das Ganze der Zweck, und das Individuum das Mittel zum Zweck; d. h. es herrscht das untermenschliche oder tierische Prinzip, das „Naturprinzip“; denn in der ganzen Natur ist die Erhaltung der Art der „Zweck“, das Individuum nur ein Mittel dazu. So werden z. B. in den Ameisenstaaten einzelne Individuen mit süßem Saft gefüllt und in den Kellern aufgehängt, so daß sie hinfort einfach als lebende Honigtöpfe den anderen zu dienen haben.

Diesem tierischen Prinzip ist gerade entgegengesetzt das kulturliche oder „menschliche“ Prinzip, und dementsprechend die Arbeitsorganisation. In der Arbeitsorganisation ist das Individuum, als Träger des Bewußtseins und als freud- und schmerzempfindendes Wesen der Zweck, und die Organisation (wie schon Stirner betont hat) ist das Mittel dazu. Daher muß eine Arbeitsorganisation vor allem darauf gerichtet sein, das Leben ihrer Mitglieder möglichst zu erleichtern und zu verschönern. Und zu diesem und keinem anderen Zweck schließen sich Individuen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen. In der Tat gibt es kein besseres Mittel zu diesem Ziel als die Organisation. Denn durch die Organisation wird ermöglicht, daß mit einem Minimum von Arbeit und Anstrengung ein Maximum der Produktion erzielt wird, daß also das Individuum in der bestmöglichen Weise aller Notdurft überhoben wird und dadurch zugleich ein Maximum von Ruhe gewinnt, d. h. von „freier“ Zeit, in der es alle seine Kräfte nach seinem eigensten Guldanken und Belieben in voller Freiheit zur Entfaltung bringen kann. Die Ruhe aber ist, wie schon Aristoteles sagte, das höchste Gut des Menschen. —

Ein noch wichtigerer Punkt als der Unterschied zwischen Kampf- und Arbeitsorganisation ist aber der Geist, der die Organisationen befeuert. Ist dieser Geist gut, so kann das Leben sogar in einer Kampforganisation große Befriedigung gewähren, wie dies z. B. manches moderne Offizierskorps beweist.

Eine Organisation, die aus unerzogenen, zänkischen, herrschsüchtigen, rohen und ungebildeten Mitgliedern besteht, kann sicherlich die Hölle auf Erden sein, wenn man darin unentrinnbar festgefesselt ist, ein unerträgliches Gefängnis, das zur Verzweiflung treibt.

Eine Gemeinschaft aber, die sich aus wohlgezogenen, sozialen, höflichen und gerechten Menschen zusammensetzt, ist, wenn man sie außerdem noch frei wählen und wieder verlassen kann, gerade im Gegenteil wahrscheinlich die beseligendste und beglückendste Einrichtung, die überhaupt ausgedacht werden kann.

Der wohlorganisierte Staat ist also nur denkbar auf

Grundlage einer viel höheren Erziehung und Charakterbildung, als sie gegenwärtig allgemein ist. Dann erst kann der Staat seinen Bürgern zugleich die höchste Macht und das größtmögliche Glück zuteil werden lassen.

Diese Bedeutung des Staates ist schon von Schopenhauer erkannt worden. In seinem Werke: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ sagt der geistreiche Pessimist:

„Wir haben also im Staat das Mittel kennen gelernt, wodurch der mit Vernunft ausgerüstete Egoismus seinen eigenen, sich gegen ihn selbst wendenden schlimmen Folgen auszuweichen sucht, und nun jeder das Wohl aller befördert, weil er sein eigenes mit darin begriffen sieht. Erreichte der Staat seinen Zweck vollkommen, so könnte gewissermaßen, da er, durch die in ihm vereinigten Menschenkräfte, auch die übrige Natur sich mehr und mehr dienstbar zu machen weiß, zuletzt, durch Fortschaffung aller Arten von Uebeln, etwas dem Schlaraffenlande sich Annäherndes zustande kommen. Allein, teils ist er noch immer sehr weit von diesem Ziele entfernt geblieben; teils würden auch noch immer unzählige, dem Leben durchaus wesentliche Uebel, unter denen, wären sie auch alle fortgeschafft, zuletzt die Langeweile jede von den andern verlassene Stelle sogleich okkupiert, es nach wie vor im Leiden erhalten; teils ist auch der Jovist der Individuen nie durch den Staat völlig aufgehoben, da er im Kleinen nekt, wo er im Großen verpönt ist; und endlich wendet sich die aus dem Innern glücklich vertriebene Eris zuletzt nach außen: als Streiter der Individuen durch die Staatseinrichtung verbannt, kommt sie von außen als Krieg der Völker wieder, und furbert nun im großen und mit einem Male, als aufgehäufte Schuld, die blutigen Opfer ein, welche man ihr durch kluge Vorkehrungen im einzelnen entzogen hatte. Ja, gesetzt, auch dieses alles wäre endlich, durch eine auf die Erfahrungen von Jahrtausenden gestützte Klugheit, überwunden und beseitigt, so würde am Ende die wirkliche Uebersättigung des ganzen Planeten das Resultat sein, dessen entsetzliches Uebel sich jetzt nur eine kühne Einbildungskraft zu vergegenwärtigen vermag.“

Unrichtig ist an diesem Gedanken Schopenhauers, daß die Uebersättigung eine unüberwindliche Gefahr bilde; die Uebersättigung ist, wie sich unterdessen gezeigt hat, fast nur allzu leicht zu überwinden; unrichtig ist auch die Idee vom Schlaraffenland und von der Langeweile. Ohne Arbeit werden niemals Genußgüter hergestellt werden können; wer aber arbeitet und die Früchte seiner Arbeit voll ausgenießt, der langweilt sich nicht, und sein Leben ist auch keineswegs das Leben eines Schlaraffen.

Dagegen ist der Grundgedanke Schopenhauers von der Allmacht des Staates eine geniale Konzeption: in der Tat, sobald der Staat, d. h. die organisierte Gesellschaft die Riesenfaust erhebt, verschwinden die Uebel wie Nebel, so sind z. B., wenn wir die Jetztzeit mit dem Mittelalter vergleichen, die Hauptübel der früheren Jahrhunderte, nämlich das Raubrittertum, das Brigantenwesen, die Rechtsunsicherheit und die ewigen Fehden, das Kezer- und Hexenverbrennen des Mittelalters, ferner die großen Seuchen und die Hungersnöte, die damals ebenso regelmäßig die Bevölkerung dezimierten, wie die Städte von Riesenfeuersbrünsten in Asche gelegt wurden, alle diese Uebel sind durch die moderne staatliche Organisation einfach aus der Welt geseht worden.

Und doch ist der „wohlorganisierte Staat“ erst in seinen Anfängen. Nach innen sind unsere gegenwärtigen Staaten in zwei Lager zerrissen, in Fortschrittsfreunde und Fortschrittsgegner, die sich aufs heftigste bekämpfen. Nach außen herrscht unter den Völkern eine verderbliche Anarchie, die die Lösung der eigentlichen Kulturaufgaben beinahe gänzlich verhindert, indem die ungeheuren Kräfte der Nationen zum großen Teil durch Wettrüsten gegeneinander aufgerieben und sinnlos vergeudet werden. — So müßte uns die Gegenwart trostlos machen, wenn uns nicht der Vergleich mit der Vergangenheit belehrte, wie unendlich viel bereits erreicht worden ist, und wenn wir nicht bemerken würden, wie mächtige Kräfte darauf hinarbeiten, den „wohlgeordneten Staat“ trotz alledem immer mehr aufzubauen.

Die vergleichende Betrachtung der bis jetzt zurückgelegten Kulturphasen läßt uns nämlich mit voller Klarheit erkennen, daß die Kulturentwicklung seit ungezählten Jahrtausenden nach dem Gesetz der Arbeitsvergesellschaftung vor sich gegangen ist, und wenn irgendeine Richtungslinie wissenschaftlich gesichert ist, so ist es diese.

Mit wachsender Kultur nimmt die Arbeitsvergesellschaftung oder Arbeitsorganisation stetig zu. Die anfänglich zer-

Der Sieg der Beine.

Von Erich Kuttner.

Aus dem jüngst erschienenen vortrefflichen Kriegsbüchlein: „Von dort marschierten sie.“ (Chennish, Landgraf u. Co., 60 Pf.) Kuttner ist der Schilderer des militärischen Alltags im Felde. D. Red.

Von Napoleon rührt das bekannte Wort: „Der Sieg liegt in den Beinen der Soldaten“. Wie man einen Sieg ermarkiert, sollten wir am . . . September, einem Sonntag, erfahren. Wohl kein einziger Erfolg hat uns mehr Schweiß, dafür weniger Blut gekostet; im ganzen wären wir recht zufrieden, wenn wir hiers die Wahl gehabt hätten, statt Blut Schweiß zu vergießen.

Als wir an diesem Morgen um 6 Uhr unsere Zelte abbrochen, sah der Tag nach nichts Besonderem aus. Wie gewöhnlich marschierten wir zum Sammelplatz des Gros, das sich Punkt 7 Uhr in Bewegung setzte. Diesmal hatte unser Bataillon die Spitze, voran die fünfte Kompanie, dann unsere siebente, was weiter kam, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Jetzt fiel uns doch das ungemein scharfe Tempo auf, das gleich zu Beginn des Marsches eingeschlagen wurde. Doch dachten wir uns nichts dabei, wir schimpften im stillen auf „die da vorne“ und erklärten, daß die Fünfte überhaupt immer einen Himmel habe. Aber die Fünfte war gänzlich unschuldig.

An der Divisions-Artillerie geht es vorüber. Ich höre, wie ein biederer Kanonier dem anderen zuraunt: „Donner, hat die Infanterie heut Eile.“ — Das Verhältnis zwischen Infanterie und Artillerie ist im Felde höchst seltsam. Nichts von der Langbodenrivalfität der Friedenszeiten. Der Artillerist betrachtet uns mit einem Gemisch von Hochachtung und Mitleid, diemil wir mühselig den „Hafen“ tragen, während er auf der Probe fährt. Verläuft sich mal ein Infanterist zur Artillerie, so kann er auf beste Verpflegung rechnen, denn der Artillerist fühlt sich dem fußwandelnden Kameraden gegenüber als „besitzende Klasse“, ohne jedoch kapitalistische Härteherzigkeit zu zeigen.

Also heute ist die Artillerie voll schauernder Bewunderung über unser Marschtempo. Dabei sind wir erst am Anfang. Bald wird der Weg stark sandig, ohne daß deswegen die Geschwindigkeit nachläßt. Zwei Stunden sind vorbei. Um diese Zeit — wenn nicht schon früher — pflegt im allgemeinen das erste Marschhalt gemacht zu werden. Heute wartet alles vergeblich. Die Kiefernheide weicht einer Seenlandschaft, das Auge vermag kaum den bis

zum Horizont in Bindungen und Buchten sich dehrenden blauen Flächen zu folgen, aber für Naturschönheiten ist heute keine Stimmung. Ein Dorf wird links liegen gelassen, dann führt der Weg hart am Ufer eines der großen Seen entlang, auf dessen durchsichtigen Wellen helle Sonnenreflexe liegen.

Das Ufer hinan. Einige fangen an zu röhnen, sie bleiben, nach Atem ringend, zurück. Endlich — nach zweidreiviertel Stunden — ertönt das Kommando „Halt“. Aber gleich darauf: „Nicht das Gepäd ablegen, es geht gleich weiter.“ Wir trauen erst den Ohren nicht. Aber nun hält der Kompagnieführer eine kleine Ansprache, und wir erfahren, daß unser Marsch ein taktisches Rändöver darstelle, bei dem aller Erfolg von unserer Schnelligkeit abhängt. Es gelte die Russen zu überraschen und hierdurch vielleicht ein blutiges Gefecht zu sparen. Jeder möge deshalb sein Bestes hergeben.

Nach genau fünf Minuten — die letzten Nachzügler sind kaum heran — setzt die Kolonne sich wieder in Bewegung. Die Stimmung ist wie ausgewechselt. Eifer und erster Wille glüht auf allen Gesichtern. Es kommt auf uns an — das braucht nicht zweimal gesagt zu werden. Einer spornst den anderen an, auszuhalten, jeder setzt seinen Ehrgeiz daran, nicht zurückzubleiben.

Das nächste Halt — es war das längste auf diesem Marsch und dauerte genau acht Minuten — erfolgt bei einem schloßartigen Felsenriff. Es gehört, wie die meisten Schlösser dieser Gegend, zu dem schönsten, was man sich denken kann. Ein weißleuchtender Marmorbau in griechischem Stil, von einem saphirgrünen Dach in edler Linie abgeschlossen, ringsherum Blumenbeete und Park, — wie kommt solch ein Wunderwerk in dies verwahrloste Land? Aber es ist halt so, daß nirgends die sozialen Gegensätze sich schroffer ausdrücken, als im ländlichen Rußland: Palast oder Holzhütte, eine Zwischenstufe, eine Vermittlung zwischen Reichtum und Bettelend gibt es nicht.

Diese Betrachtung stammt aber erst aus späterer Zeit. Damals benutzte ich die acht Minuten, um noch einer an das Schloß stoßenden Hütte zu flühen, wo ein etwas besser aussehender Mann — vielleicht eine Art Gutsverwalter — an mehr als ein Dutzend Pfundige einen Laib Brot verteilte. Ein russisches Landbrot wiegt 10, 12, ja bis 16 Pfund; so bekam jeder Mann eine dreifingerbreite Schnitte. Hochbeglückt eilte ich, den Schatz mit den besten Kameraden zu teilen — solche Teilungen beruhen auf steter Gegenseitigkeit —, denn Brot war damals noch immer eine Maritität und sollte es manchen Tag lang bleiben.

Einen Kilometer hinter dem Gut beginnt ein unermesslicher Wald. An seinem Rand erhalten wir — am Ende der vierten

Marschstunde — das erste Feuer, vereinzelte Schüsse, offenbar von einer zur Beobachtung zurückgebliebenen Kosakenpatrouille. Ein Mann der Fünften wird verwundet, im übrigen geht nach kurzem Aufklärung der Marsch mit der nötigen Sicherheit weiter.

Unermesslich dehnt sich der Wald, ein treues Abbild der mächtigen Kiefernheide, der sandige Weg und die zunehmende Ermattung wirken zusehends verlangsamend auf das Tempo ein. Dazu hat jetzt der bisher bedeckte Himmel auf und zu den übrigen Beschwerden tritt noch die Mittagsglut.

So geht die fünfte Marschstunde vorüber, die sechste bricht an. Wer weiß, was schon drei Stunden ununterbrochener Marsch mit vollem Gepäck für eine Truppe bedeuten, wird unsere Erschöpfung auf diesem Gewaltmarsch nachfühlen. Den besten Begriff unserer Leistung gibt nur das Urteil von Kameraden, denen ich später im Lager diesen Tag beschrieb. Sie, denen doch sicher eigene Erfahrung in Märschen und Strapazen nicht mangelt, hörten meine noch sehr zurückhaltende Schilderung kopfschüttelnd an und meinten, mein Gedächtnis müsse mich täuschen. Aber ich stütze meine ziffernmäßigen Angaben nicht auf dieses, sondern auf Tag für Tag fortgeführte Notizen, die ich zur größeren Vorsicht noch von einigen Kameraden kontrollieren ließ.

Die Kolonne hat jetzt ein verändertes Aussehen. In zwei Rotten trottet sie, die festeren Ränder der sandigen Strögen ausmühend, schweigend und gebückt dahin. Etwas Maschinenmäßig-Stumpfes ist über die Leute gekommen, fast ohne es zu wissen, sehen sie Fuß vor Fuß. Der Körper befindet sich in einem Zustand seltener Gefühlslosigkeit, die alles erträgt, das Denken hat zugefagen den Zusammenhang mit ihm verloren. Und doch gibt es aus dieser Apathie noch ein Erwachen, ein rückstrebendes Gefühl der Schwäche, das keinen Widerstand mehr findet. Das zeigen die wachsenden Lücken, das zeigt die steigende Zahl der Zurückbleibenden. Auch Begeisterung und Siegeswille können die Kraft nur innerhalb gewisser Grenzen steigern. Erst später habe ich den Impuls kennen gelernt, der fest allmächtig ist, die Frage: Sein oder Nichtsein.

Die sechste Marschstunde geht zu Ende — der Zeiger weist auf ein Uhr — als wir zum zweitenmal Feuer erhalten. Diesmal bedeutend lebhafter, wie Wienenschwärme summen die Kugeln durchs Holz. Wird es ernst? Während die fünfte Kompanie auschwärmt, liegen wir im Begegraben und warten. Einer feuert: „Ach müßten die da drüben noch recht lange schießen, damit wir noch ausruhen können!“

Aber die Kosaken sind schon wieder im Abziehen. Unsere vorberste Kompanie hat genügt, sie zurückzutreiben. Nicht einmal

streuten Elementargebilde (Gorden) flügen sich immer mehr zu einem einheitlichen, sich schließlich über die ganze Erde erstreckenden System ineinander spielender Kräfte, zu einer übermenschlichen Organisation zusammen, die durch immer höhere Formen der Arbeitsvergesellschaftung die Macht des Menschen ins Unermessliche steigert und vermehrt.

Und das Endziel dieser großartigen Bewegung ist der „wohlgeordnete Staat“, die Civitas Humana, die die Millionen zu sinnvollem Zusammenwirken eint, der Uebermensch, der es vermag, den Kampf gegen die Uebel und Leiden in der wirksamsten Weise zu führen und das sogenannte „irdische Jammertal“ in eine Welt der Arbeit und der Freude allmählich umzugestalten.

Dieser wohlgeordnete Staat ist (wenn wir von leeren metaphysischen Fiktionen absehen) das letzte erkennbare Ziel der menschlichen Rasse auf Erden und der höchste Gedanke, den der menschliche Intellekt bis jetzt zu erfassen vermochte. Mit diesem Gedanken ist die Weltgeschichte an jenem Punkte angelangt, wo endlich der Mensch die Aufgabe, die er auf Erden zu lösen hat, klar zu begreifen beginnt.

Vom natürlichen und malerischen Sehen.

Von John Schilowski.

„Diese Figur ist falsch gezeichnet und diese Farbe stimmt nicht! Es gibt in der Natur kein violettes Gras — das kann ich mit meinen eigenen gesunden Augen sehen!“ Solche und ähnliche Urteile hört man oft genug in Ausstellungen und Gemäldegalerien. Das gläubige Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der „eigenen gesunden Augen“ ist beim Laien in Kunstdingen sehr stark — aber es ist deshalb nicht weniger unberechtigt. Darüber einige Betrachtungen anzustellen, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein.

Die Reizhaft des Auges spiegelt uns die sichtbare Welt in ihrer Art freilich objektiv, getreu und erschöpfend wieder. Aber damit ist der Akt des Sehens noch nicht vollendet. Vielmehr muß erst das Gehirn die Eindrücke des Auges verarbeiten, damit sie zur bewußten Wahrnehmung werden. „Könnte jemand“, sagt Schopenhauer, „der vor einer schönen weiten Aussicht steht, auf einen Augenblick alles Verstandes beraubt werden, so würde ihm von der ganzen Aussicht nichts übrig bleiben als die Empfindung einer sehr mannigfaltigen Reizung seiner Reizhaut, den vielerlei Farbenspielen auf einer Malerpalette ähnlich.“ Was das Auge spiegelt, ist eben nur der rohe Stoff, aus dem das Gehirn, der Verstand sich die Gesichtsbilder schafft. Aber der Weg von der Reizhaft bis zum Gehirn ist weit, auf ihm wird vieles umgekehrt, ausgeschaltet und hinzugefügt. Was von dem Gesehenen und wie es uns zum Bewußtsein kommt, hängt von zahlreichen Einflüssen ab, die wir durchaus nicht alle und zu jeder Zeit in unserer Gewalt haben.

Zunächst spielt die Erfahrung beim Sehen eine sehr wichtige Rolle. Das neugeborene Kind greift nach der blauen Uhr, die man ihm vorhält, aber es greift ebenso auch nach dem Monde. Denn es kann die Entfernung noch nicht wahrnehmen; es sieht alles in einer Fläche und meint, daß alle Dinge gleich weit von ihm entfernt seien. Erst die Erfahrung lehrt uns, daß die Gegenstände, die unserem Auge in einer gewissen Verkleinerung (Linienperspektive) oder in einer gewissen Farbentrübung (Luftperspektive) erscheinen, eine bestimmte Entfernung von uns haben. Und erst durch das Verlassen der einzelnen Gegenstände mit unseren Händen oder unseren Augen erhalten wir allmählich den Begriff des Raumes und der plastischen Formen. Wir sehen dann die Welt nicht mehr als ein farbiges Flächenbild.

Aber nicht allein zum räumlichen Sehen brauchen wir die Erfahrung. Wir können ein Ding räumlich und überhaupt optisch ganz richtig wahrnehmen, aber wir machen uns in unserem Bewußtsein trotzdem ein irrträgliches Bild von ihm, wenn uns jede Erfahrung in bezug auf dieses Ding mangelt. Ein neuer, fremder Gegenstand, in dessen Art wir noch nie etwas gesehen haben, und den wir zum erstenmal im Leben erblicken, wird von unserem aufnehmenden Verstande meist nur unvollständig und fehlerhaft verarbeitet und kann daher in unserem Bewußtsein kein richtiges Bild hervorufen. Ein interessantes Beispiel dafür erzählt der bekannte Biologe Jakob v. Uexküll. Ein junger, intelligenter und körperlich sehr gewandter Kassaineger, den ich aus dem Innern Ostafrikas nach Dar-es-Salaam mitgenommen hatte, erhielt von mir den Auftrag, eine kurze Leiter zu besorgen, um mein Aquarium zu reinigen.

auszuschwärmen brauchen wir, als der Weitermarsch angetreten wird. Zwei, drei Verwundete werden zurückgetragen. Links neben uns bricht der Wald in steilem Gange ab. Unten blinkt Wasser. Erst halten wir's für einen See, dann erkennen wir den gewundenen Lauf eines Flusses.

Und nun mit wenigen Schritten hinaus aus dem Wald. Von lauter Anhöhe blicken wir hinab in das weite Flußtal. Zwei Kilometer stromabwärts winkt eine Stadt. Ein Haus brennt, jetzt schlägt aus einem zweiten alleinstehenden Gebäude dicke hohe Raufentaten!

Aber was ist das, was dort den Uferhang entlang blinkt, von Masten in regelmäßigem Abstand begleitet? Viele rufen es gleichzeitig aus: Die Eisenbahn!

Ja, sie ist es. Seit Beginn unseres Vormarsches hatten wir keine Bahnhöfe angetroffen. Jetzt fühlen wir uns zum erstenmal wieder mit der Kulturwelt verbunden. Da verläßt noch ein Zug in rasender Eile die Stadt, vom Gesehne nachverfolgt. Er entkommt. Doch es ist der letzte Zug, den die Russen auf dieser Strecke fahren lassen.

Denn eine halbe Stunde später überschreiten wir die Bahn bei dem untergegangenen Stationshäuschen, übersteigen den Fluß auf dem hohen Bogen einer Holzbrücke, welche die Russen in der Hast ihres Rückzuges zu zerstören vergessen haben, obwohl ein paar Bündel brennendes Stroh genügt hätten, sie in Flammen aufgehen zu lassen.

Die unzerstörte Bahn, die stehen gelassene Brücke — sie bildeten unseren Triumph, denn sie zeigen uns, wie sehr die Russen durch unseren Gewaltmarsch überrascht waren. Nur um die Häuser einiger mißliebiger Juden anzuzünden — dazu hatte die Zeit natürlich ausgereicht.

Aber ich will nun endlich unseren Erfolg beim wahren Namen nennen: Wir hatten durch unseren Vormarsch die Eisenbahnlinie Wilna-Dünaburg beim Orte Bobrodzky erreicht und damit die Verbindung der russischen Wilna-Armee mit der nördlich gelegenen Festung durchschnitten.

Dieser wichtige Erfolg war bei der völligen Ueberraschung der Russen erungen mit einem Menschenverlust von ein paar Verwundeten beim ganzen Regiment. Aber dafür waren wir sechs Stunden unaufhaltsam marschiert, hatten 27 Kilometer, eine ziemliche Tagesleistung, ohne längere Pausen als jeweils einige Minuten und zum Teil im Gewaltmarschtempo an einem Vormittag zurückgelegt. Ohne eigentlich gefochten zu haben, durften wir uns der Siegesfreude hingeben; es war tropalbedem ein Sieg, den wir erungen hatten — ein Sieg der Weine!

„Derr.“ sagte er, „das kann ich nicht, denn ich weiß nicht, was dies für ein Ding ist.“ Er sah mit seinem von keiner Erfahrung geleiteten Auge nur Dächer, aber keine Sprossen! Nachdem ihm das Leiterbesteigen einmal vorgemacht war, wählte er nun für immer, was eine Leiter war. Während vorher statt der Leiter bloß zwei regellos miteinander verbundene Stöcke vorhanden waren, die an der Wand lehnten, stand jetzt plötzlich eine Leiter vor ihm.“

Andererseits pflegen wir Gegenstände und Naturbilder, die uns durch lange Erfahrung vertraut sind, meistens nur allzu flüchtig und oberflächlich zu sehen. Das Auge spiegelt sie natürlich lüdenlos wider, aber der Verstand greift aus dem Bilde instinktiv nur wenige Punkte heraus. Das übrige „übersteht“ er. Diese Auswahl aber, die der Verstand trifft, ist für die ganze Art unseres Sehens von der allergrößten Wichtigkeit. Unser Verstand ist nämlich in dieser Hinsicht ein sehr praktisches Ding. Er führt uns in der Regel nur das zu, was für uns, d. h. für das betreffende schauende Individuum, von Nutzen und Interesse ist. Das übrige scheidet er mehr oder weniger radikal aus. So ist Goethes Wort zu verstehen: „Im Auge spiegelt sich von außen die Welt, von innen der Mensch.“ Und so sieht jeder die Welt mit anderen Augen, so hat jeder seine eigene, von allen anderen verschiedene optische Umwelt.

Ein Landwirt, ein Naturforscher, ein Offizier und ein Jäger spazieren durch eine Landschaft. Der Landwirt sieht ein Getreidefeld, erkennt es als Gerste, die nach ihrer Farbe zu schließen in etwa vier Tagen reif wird, und ärgert sich über die zahlreichen Kornblumen, die als Unkraut zwischen den Halmen wuchern. Der Naturforscher sieht, daß unter den Kornblumen sich neben den gewöhnlichen blauen auch einige von rötlicher Farbe befinden, woraus er auf eine besondere Zusammensetzung des Erdbereichs schließt. Der Offizier bemerkt in der Mitte des Feldes eine leichte Erhebung, die sich wie ein Hügelrücken hinzieht und zur Anlage eines Schützengrabens geeignet erscheint. Der Jäger gewahrt hoch oben in der Luft eine Kette Wildenten. So sieht jeder von ihnen je nach den praktischen Interessen seines Berufs das Naturbild mit anderen Augen an und was der eine bemerkt, entgeht dem anderen. In ihren Augen spiegelt sich immer das gleiche Bild, zum Bewußtsein aber kommt jedem ein anderes, weil er sein Interesse auf einen anderen Mittelpunkt konzentriert. Diese allgemein menschliche Gewohnheit, immer nur wenige, instinktiv als besonders wichtig ausgewählte Punkte eines Gesamtbildes wahrzunehmen, ist, wie gesagt, für die Art des natürlichen, alltäglichen Sehens maßgebend.

Zu den vier Spaziergängern gesellte sich aber schließlich noch ein Maler. Dieser hatte keinerlei praktische Interessen an der Landschaft. Er sah nur Farben, Lichter, Linien und Formen. Er sah die Harmonien und Kontraste, die das bunte Unkraut im reisenden Getreide bildete, er sah die feine farbige Abtönung, die auf der Oberfläche des Feldes durch die hügelartige Erhebung hervorgerufen wurde, er bemerkte, daß der eine Schenkel des Winkels, in dem die Wildenten zogen, eine leichte graziose Ausbuchtung hatte, und er wünschte, daß der Winkel etwas weiter nach links rücken möchte, wo er mit der kleinen Wolke über den Horizont einen schönen linearen Zusammenhang bilden würde. Alle diese Details waren den anderen entgangen. Denn sie alle sahen das Landschaftsbild mit ihren natürlichen, praktischen „gesunden“ Augen, aber keiner sah es malerisch. Erst als der Künstler sie auf die tausendfachen Nuancen der Farben und Linien aufmerksam machte, kamen sie ihnen zum mitgenießenden Bewußtsein.

Der Landwirt, der Offizier usw. mußten ihren Beruf erlernt haben, ehe sie so sehen konnten, wie sie sahen, und der Maler mußte es ebenfalls. Denn auch das malerische Sehen verlangt Erfahrung und Übung, und der Laie erlangt diese erst durch Betrachten und verständnisvolles Gesehen von Kunstwerken. Der kunstfremde Durchschnittsmensch ist meist sehr stumpf gegenüber der Wirkung der Linien und Farben, die für ihn kein praktisches Interesse haben. Er unterscheidet hier nur sehr grob und summarisch. Die Zeit liegt noch nicht allzu weit zurück — erst ein paar Jahrhunderte —, wo der europäische Kulturmenschen z. B. in einem Porträt noch keine individuellen Züge wahrnahm und wo ihm jede antike Imperatorstatue als ein Kaiserbild gelten konnte, gleichgültig, ob es einen Karl den Großen oder sonstwen darstellen sollte, ebenso wie derselbe im Holzschnitt wiederergebene Häuserkomplex bald als Wagburg, bald als Leipzig, bald als Paris figurierte. Kaiser war eben Kaiser, und Stadt war Stadt — mehr Charakteristik verlangte man nicht, denn mehr sah man nicht. Die Künstler sind es, die uns erst sehen lehren, und jede Zeitperiode, jede Generation sieht immer nur mit den Augen ihrer zeitgenössischen Maler, nie mit den eigenen Augen. Als vor ein paar Jahrzehnten der Impressionismus bei uns aufkam, entsetzte sich das Publikum über die anscheinend verzerrten Linien und Farben. Die Japaner aber, die sich damals in Deutschland aufhielten, fanden die neuen Bilder vollkommen naturgetreu, denn ihre Kunst bewegte sich bereits seit Jahrhunderten in diesen Bahnen. Und als Reizstoff seine ersten Grunewaldlandschaften ausstellte, spottete man über die ziegelroten Kiefernstämme, die man noch nie in der Natur bemerkt hatte. Heute aber sieht sie jeder, der bei Sonnenuntergang am Riemersee spazieren geht.

Also sei man als Laie vorsichtig und bescheiden beim Urteilen über die Naturwahrheit eines Kunstwerks und man verlasse sich nicht zu sicher auf die „eigenen, gesunden Augen“. Denn sie sehen in malerischen Dingen weder selbständig, noch genau erschöpfend.

Die Reform des Kinos.

Von Gertrud David.

Von zwei Seiten aus sind in letzter Zeit Versuche gemacht worden, das Kino auf eine höhere Stufe zu heben: von der rein künstlerischen und von der praktisch-theatermäßigen aus. Nachdem die wunderbare Erfindung der Lebenden Photographie anfänglich das lebhafteste Interesse wohl aller Volksschichten erweckt hatte, war dieses Interesse mehr und mehr einer ablehnenden und mißbilligenden Haltung gerade der kulturell feiner empfindenden Kreise in dem Maße gewichen, in dem das Kino in den Händen einer von künstlerischen Genümen kaum belasteten Industrie zu einem Mittel geworden war, die nun leider einmal im Volk noch vorhandenen kitschig-sentimentalen oder sensationell-brutalen Bedürfnisse zu befriedigen und noch mehr zu steigern. Das Kino galt als der große Geschmacksverderber und die Verurteilung ging so weit, daß man ihm selbst die Möglichkeit einer künstlerischen oder erzieherischen Wirkung absprach.

In diesen Anschauungen hat sich, wie gesagt, in neuerer Zeit ein Wandel vorbereitet. Auf der einen Seite bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß auch im Film starke künstlerische Wirkungen zu erzielen sind, sobald nur erst einmal der der Filmtchnik entsprechende künstlerische Stil gefunden ist. Die Reformbestrebungen dieser Richtung knüpfen sich vor allem an den Namen Paul Wegeners. Auf der anderen Seite beginnt man immer mehr einzusehen, daß es verkehrt wäre, darauf zu verzichten, ein Mittel von so unerschöpflich Anschaulichkeit und Eindringlichkeit, dem gegenüber

das gesprochene und geschriebene Wort matt erscheint, in den Dienst der Volksbildung und Erziehung zu stellen, nur weil dieses Mittel, in unechter Weise angewandt, bisher mehr oder weniger den entgegengekehrten Zwecken gedient hat. Eine augenblicklich in Berlin in Bildung begriffene „Deutsche Lichtbildergesellschaft“, an deren Gründung eine Reihe erster wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Körperschaften und Einzelpersonen beteiligt ist, beabsichtigt, den Film ganz im großen Stile zur Propaganda für deutsche Kultur und Wirtschaft zu benutzen.

Bereits sehr schöne praktische Erfolge im Kampfe gegen das Schundkino hat eine vor 2½ Jahren in Stettin unter Mitwirkung der städtischen Behörden begründete gemeinnützige Lichtspielgesellschaft, die „Stettiner Urania“, erzielt. Der Gesellschaft wurde von der Stadt Stettin ein zu einem geschmackvollen und praktisch eingerichteten Kino umgebautes Panoramagebäude gegen eine geringe Pachtsumme überlassen. Dafür sicherte sich die Stadt vertraglich und durch Absendung von Vertretern in das Kuratorium der Gesellschaft einen Anteil an der Leitung des Unternehmens. Der Vorsitz des Kuratoriums liegt in den Händen des Vizepräsidenten des städtischen Schulwesens; außerdem ist noch ein pädagogischer Beirat vorhanden, der für die Verwertung des neuen Anschauungsmittels im Interesse des Jugendunterrichts zu sorgen hat.

Bei der praktischen Ausgestaltung des Unternehmens ging man von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß man, um dem Schundkino Konkurrenz zu machen, nicht darauf verzichten dürfe, auch dem — durchaus berechtigten — Unterhaltungsbedürfnis der breiten Massen Rechnung zu tragen. Also nicht nur belehrende Filme, sondern auch dramatische, heitere, Trickfilme, in möglichst guter Auswahl! In den „Richtlinien“ der Gesellschaft heißt es darüber: „Die künstlerisch-literarische Verpflichtung der „Stettiner Urania“ geht dahin, Sätzliches und Sinnloses, Lappisches und Uebertriebenes, Langweiliges und Dummes zu meiden; selbst die lustigsten Darstellungen, aber albern und übertrieben wiedergebend, sind auszumerzen. Alles Langweilige, und mag es sich noch so literarisch und klassisch, vaterländisch oder altertümlich gebärden, ist auszuschalten.“ Und weiter: „Aus sittlich-erzieherischen Gründen, zum Zwecke etwa der Verbreitung von nützlichen, z. B. sozialen Gedanken, darf die „Urania“ auch einem ausgesprochenen Tendenzfilm nicht aus dem Wege gehen.“

Alle vorzuführen Filme unterliegen zunächst der Prüfung durch zwei Mitglieder des Kuratoriums, die alles Minderwertige ausschalten. Der unterhaltende Teil des Filmprogramms wird, wo dies angebracht ist, durch gesungene und deklamatorische Darbietungen umrahmt und vertieft. In dem belehrenden Teil wird der Film, wenn nötig, durch stehende Lichtbilder und durch Vorträge sachkundiger Redner ergänzt. Die Vorstellungen für Erwachsene finden von 4 oder 5 Uhr nachmittags bis 11 Uhr abends statt. An zwei Abenden der Woche sind Familienvorstellungen, an denen sich also Alt und Jung in gleicher Weise beteiligen kann, vorgesehen.

An den Vormittagen dient die „Stettiner Urania“ der Jugendbelehrung. Die hierbei vorzuführen Filme unterliegen der Genehmigung des Schulamtes, das sich durch einen dem Lehrkörper der Höheren, Mittel- und Gemeindeschulen entnommenen Beirat vertreten läßt. Die Vorstellungen sind in drei Gruppen, entsprechend den verschiedenen Altersstufen, eingeteilt. Für die Unterstufe hat man sich zunächst mit der Darbietung von Märchen, und zwar in Form von Vorlesungen mit stehenden Lichtbildern begnügt, weil man glaubte, dem hier noch nicht voll entwickelten Auffassungsvermögen Rechnung tragen zu müssen. Den Mittelstufen wird hauptsächlich Anschauungsunterricht unter Berücksichtigung der besonderen lokalen Verhältnisse erteilt. Die Oberstufe erhält Bilder aus der Gegenwart, den Naturwissenschaften, der Geschichte, Erdkunde und Technik. Die Schüler besuchen das Kino in Begleitung ihrer Lehrer. Für die Gemeindeschüler sind die Vorstellungen vorgeschrieben und unentgeltlich. Für die Mittelschüler ist der Besuch freiwillig bei einem Eintrittsgeld von 5 Pf. Für höhere Schulen und Schulklassen sind noch besondere Vorbereitungen im Gange.

Rund 50 000 Kinder durften sich im letzten Geschäftsjahre an den Darbietungen der Gesellschaft unentgeltlich erfreuen.

Verheißungsboll und zur Racheiferung andertwärts anspornend ist auch die Tatsache, daß die „Stettiner Urania“ sich finanziell durchaus behauptet hat und ohne Zuschuß von der Stadt ausgekommen ist. Sie konnte sogar in dieser verhältnismäßig ungünstigen Zeit aus eigenen Mitteln eine wertvolle Sammlung von Glasbildern und Vorfilmern in einer Gesamtlänge von 10 000 Meter anlegen.

Es wäre zu begrüßen, wenn recht bald in möglichst vielen anderen Städten das Vorbild Stettins Nachahmung fände. Je größer der Kreis derartiger Unternehmungen, um so leistungsfähiger ist auch das einzelne, da die Programme gegenseitig ausgetauscht werden können, und es bei einem größeren Bedarf immer lohnender wird, wertvolle Filme auszuarbeiten, mit Vorträgen und stehenden Lichtbildern zu verbinden, eventuell auch eigene Filme herzustellen. Das erstrebenswerte Ziel wäre natürlich die Schaffung einer Zentralfstelle für das ganze Reich, die gute Filmmegative aufzukaufen oder aufzunehmen hätte und bei der die einzelnen Theater ihren Bedarf deckten.

Etwas Ähnliches hatte ja auch schon der Bildungsausschuß der sozialdemokratischen Partei geplant, der ein Filmarchiv mit Vorträgen anlegen, geeignete Programme zusammenstellen und diese den Arbeiterorganisationen im Reich für ihre Unterhaltungsabende zur Verfügung stellen wollte. Auch ein Fonds von mehreren tausend Mark war für diesen Zweck schon zur Verfügung gestellt. Leider hat der Krieg zunächst einen Strich durch diese Pläne gemacht, denen wir aber eine recht baldige Auferstehung wünschen.

Eine Wiedergeburt des Kinos ist möglich, und man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß in einer gar nicht sehr fern liegenden Zeit das Kino sich einen ehrenvollen Platz in dem künstlerischen und geistigen Leben unseres Volkes erobern werden wird. Um gute Filme brauchen wir nicht bange zu sein. Denn diese werden kommen, sobald das Bedürfnis dafür vorhanden sein wird. Die Fabrikanten wollen ihre Filme abgeben und nicht für irgendwelche ideellen Zwecke arbeiten — das kann man ihnen schließlich nicht verdenken. Sorgen wir also dafür, daß dieses Bedürfnis geweckt und vergrößert und der Geschmack der Kinobesucher allmählich verfeinert wird. Die Arbeiterbewegung kann auf diesem Gebiete viel wertvolle Erziehungsarbeit leisten.

Direktion: Max Reinhardt.
Deutsches Theater.
 7 1/2 Uhr: Soldaten.
 Nachm. 3 U. (kl. Pr.): Der Silberpelz.
 Montag: Soldaten.
Kammerspiele.
 8 Uhr: Gespenstersonate.
 Nachm. 9 1/2 (kl. Pr.): Wetterleuchten.
 Montag: Gespenstersonate.
Volkshöhle. Theater a. Bülowpl.
 8 Uhr: Nachtschl.
 Nachm. 3 Uhr (kl. Pr.): Der eingebildete Kranke.
 Montag 8 1/2 Uhr: Meister Olaf.

Theater in der Königgrätzer Str.
 8 Uhr: Frögelst.
 Nachm. 3 Uhr: Maria Stuart.
Komödienhaus.
 8 Uhr: Der 7. Tag.
 Nachm. 3 Uhr: Filmzauber.
Berliner Theater.
 8 Uhr: Auf Flügeln des Gesanges.
 3 Uhr: Wenn zwei Hechzell machen.

Theater am Sonntag, 5. November.

Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
 8 Uhr: Die toten Augen.
 Friedrich-Wilhelmstadt, Theater
 3 Uhr: Figaros Hochzeit.
 8 Uhr: Das Dreimäderlhaus.

Gebr. Herrfeld-Theater
 Heute 3 1/2 U.: Die gold. Eva. Lustsp.
 v. F.v. Schönthan u. Keppel-Ellfeld.
 8 1/2 Uhr: Villa Pachecina.
 Vorvk. heute v. 11 U. ab ununterbr.

Kleines Theater
 8 Uhr: Lotchens Geburtstag.
 Gents und Fanny Eisler.
 Paul und Paula.
 3 1/2 Uhr: Jettchen Gebert.

Komische Oper
 4 Uhr: Heimat.
 8 1/2 Uhr: Die schöne Kubanerin.

Metropol-Theater
 8 Uhr: Die Csardasfürstin.
 3 Uhr: Die Kaiserin.

Residenz-Theater
 3 1/2 Uhr: Der Mandarin.
 8 1/2 U.: Der gut sitzende Frack.

Lessing-Theater.
 Direktion: Victor Barnowsky.
 8 U.: Die beiden Klingsberg.
 Nachm. 3 Uhr: Die gut geschn. Ecke.

Deutsch. Künstler-Theater.
 8 Uhr: Moral. Komödie von Ludwig Thoma.
 Nachm. 3 Uhr: Schwarzer Peter.

URANIA Taubenstr. 48/49.
 Sonnt. 8 U.: Die Bagdadbahn.
 Montag 8 Uhr: Kapitänleutnant van Bekker.

Skagerrak.
 Unsere Hochseeflotte im Weltkrieg.
 Hörsaal 8 Uhr: Dr. A. Kellner: Dampfhammer und hydraulische Schmiedepressen.

Rose-Theater.
 3 Uhr: Lillis Vergeltung.
 8 1/2 Uhr: Eine Frau ohne Herz.

Walhalla-Theater.
 3 Uhr: Die Dollarprinzessin.
 8 Uhr: Seemannslebenchen.

Casino-Theater.
 Lethinger Str. 37. Täglich 8 1/2 Uhr.
 Nur noch kurze Zeit der Berliner Pölsen-Schlager

Meine gute Olle.
 Vorher das neue Novemberprogramm, u. a. Karl Groth als Feuerwehrcorpsmit.
 Sonntag 4 Uhr: Vaters Wunderkur.

Reichshallen-Theater.
 Stettiner Sänger.
 Abends 8 Uhr: Friedensglocken.

Heute nachmittags 3 Uhr: Weihnachtsabend i. Schützengraben (Gymn. Besetz. Vorf. 39 Pf. Balken 76 Pf. Sogen 1 St.)

Palast
 Heute 2 Vorstellungen 2 3 1/2 Nachm. jed. Erw. 8 U. 1 Kind frei.
 In beiden Vorst. d. ungekürzte Novb.-Progr. mit der Operette: **Otto oder Otto?**
 (Hauptrollen: Else Böttcher, Adele Sandrock, Inge Brandt) sowie Robert Steidl u. d. übrige Novb.-Spezialitäten.

Berliner Konzerthaus.
 Mauerstr. 82. Zimmerstr. 90/91.
Heute: Großes Konzert
 Berliner Konzerthaus-Orchester
 Leiter: Komponist Frz. v. Blon.
 Anfang 4 Uhr.
 Morgen: Großes Konzert der Berliner Verbindung des Müsk. Sängerbundes.

Verband der Freien Volkshöhlen
 Sonntag, 5. November 1916:
 Mittags 12 Uhr:
 Volkshöhle, Theater am Bülowplatz: Rongier.
 Nachmittags 3 Uhr:
 Volkshöhle, Theater am Bülowplatz: Der eingebildete Kranke.
 Deutsches Opernhaus: Hoffmanns Erzählungen.
 Schüler-Theater, Charlottenburg: Die gelbe Nachtigall.
 Schüler-Theater Ost: Schirin und Gertraude.
 Leistung-Theater: Die gut geschnittene Ede.
 Künstler-Theater: Schwarzer Peter.

Abends 8 Uhr:
 Volkshöhle, Theater am Bülowplatz: Montag: Meister Olaf. Dienstag, Mittwoch: Hamlet. Donnerstag: Das Wintermärchen.

Lustspielhaus
 8 1/2 U.: Der selige Baldwin
 3 1/2 Uhr: Die Logenbrüder.

Neues Operettenhaus
 Kassentelophon: Norden 281.
 3 Uhr: Der Vogelhändler.
 8 Uhr: Der Soldat der Marie
 Schiller-Theater O
 3 Uhr: Schirin und Gertraude.
 8 Uhr: Glaube und Heimat.

Schiller-Th. Charlottenb.
 3 Uhr: Die gelbe Nachtigall.
 8 Uhr: In Behandlung.

Thalia-Theater
 3 Uhr: Johannistfeuer.
 8 1/2 U.: Blondinchen.

Theater am Nollendorfpl.
 8 1/2 Uhr: Immer feste druff!
 8 1/2 Uhr: Blau Jungens.

Theater des Westens
 8 Uhr: Die Fahrt ins Glück mit Guide Thielscher.
 3 1/2 Uhr: Das Fräulein vom Amt.

Trianon-Theater
 4 Uhr: Verlorene Ehre.
 8 1/2 Uhr: ... als Gast.

Circus Busch
 Sonntag 2 Vorstellungen.
 2 lustige Pantomimen:
 Die schöne Würtlerin
 und
 Hannes Plepenbrinks Abenteuer.
 1 an- 1 Kind auf allen frei
 geb. 2 Plätze.
 Die erfolgr. Märch.-Pantomime
 Die Gelerprinzessin
 Vorher in beiden Vorstellungen:
 das Rätselfest
 8 lustige Tafel usw. usw.

Voigt-Theater.
 Badstr. 56. Täglich: Badstr. 56.
Das letzte Wort.
 Kostenerhöhung 7 Uhr, Anfang 8 Uhr.
 Sonnt. 3 Uhr: Die schöne Ungarin.
 Ab Montag: Der Walf.

Admirals-Palast
 Heute 2 Vorstellungen
 4 1/2 u. 8 1/2 Uhr.
 Das herrliche Eisballett
Frau Fantasie.
 Nachm. kl. Preise, abd. 2, 3, 4 M.

Possen-Theater.
 Täglich 8 1/2 Uhr:
 Ein unnatürl. Sohn
 Sagen wir — die Hälfte
 mit Leonhard Haskel.

Pflanzt Obstbäume!
 Große Auswahl aller Baumformen von Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Stachel- und Mandelbäumen, Pflirschen usw. im Hof unseres Geschäftes. Billige Preise.

E. BOESENER
 über Landwehrburger Straße 66.
 Neuen-Vorstadt in Karl. Baumgarten.

Knabenanzüge,
 Paletots und Fyjacke.
 Der Einzelverkauf zu Fabrikpreisen befindet sich jetzt
 Königstr. 55 I, gegenüber Rathaus.
 Bezugsscheine vorrätig!

Sänger-Chor „Wedding“
 Chorleiter Friedr. Schmidt-Marlissa
 (Mitglied des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes, Gau Berlin).

Sonntag, den 12. November 1916:
Herbst-Konzert
 in den Germania-Frauchsälen, Chausseestraße 110.
 Mitwirkende:
 Trio der Königl. Kapelle, Berlin: Königl. Kammermusiker Herren Willi Weidemann (Violine), Max Zeldler (Cello), Friedr. Schmidt-Marlissa (Klavier).
 Lieder am Klavier: Friedr. Schmidt-Marlissa.
 Programm und Liedertexte 50 Pf.
 Saalöffnung 6 Uhr, Beginn des Konzerts pünktlich 7 Uhr.
 Zur gef. Beachtung! Während des Konzerts bleiben die Saaltüren geschlossen! Es wird gebeten, während der Vorträge nicht servieren zu lassen! Das Rauchen im Saale ist nicht gestattet!
 Kinder unter 10 Jahren haben keinen Zutritt!
 Programme in den mit Plakaten belegten Handlungen, bei den Mitgliedern und im Vereinskalek „Frachtsäle des Nordens“, Gerichtstraße 31.

Ober-Ost Obst

Ausstellung
 Alexander-Kaserne, Alexanderstraße 55, Berlin, vom 2.-5. November 1916.
 Geöffnet am 2. Nov. von 12-8 Uhr, v. 3.-5. Nov. v. 10-8 Uhr.
 Eintritt am 2. Nov. 50 Pf., am 3. u. 4. Nov. 20 Pf., am 5. Nov. 20 Pf.

GARBÁTY CIGARETTEN
 IN ALTER QUALITÄT


Wichtig für Herren!
 Während des Krieges gibt Beste Herrenkleiderfabrik
Ulster, Paletots, Anzüge, fertig und nach Maß
 noch ohne jede Preiserhöhung im Einzelverkauf noch ohne jede Preiserhöhung vom großen Fabriklager ab.
 Bezugsscheine werden von der Firma kostenlos besorgt.
 Verkaufszeit 10-8, Sonnabends 10-8, Sonntags 12-2.
 Melkenmarkt 7-S, IV, Fahrstuhl

Tüchtige, ältere
Werkzeugmacher
 für Schnitte und Stanzen
 verlangen sofort:
Ehrich & Graetz, Berlin SO.,
 Hohenstr. 26/24.
 Abteilung Werkzeug- und Maschinenbau.

Akzidanzsetzer
 sofort gesucht 14375*
L. M. Barschall,
 Ute Saksch. 11/12.

Trotz Warenknappheit
 sind meine Läger für Artikel ohne Bezugsbehörden wie Teppiche, Möbelstoffe, Gardinen, Läuferstoffe, Tisch- u. Wanddecken etc. noch reich sortiert!
 Viele dieser Artikel zu alten Preisen!
 Teppich-Spezialhaus
Emil Lefèvre
 Berlin-Süd. Seit 1882
 nur Oranienstr. 158.

Polz

 S. Schiedinger
 Spezialarzt

Spezialarzt
 Dr. med. Wockenstaß,
 Friedrichstr. 125 (Oranienb. Tor), für Syphilis, Horn- u. Frauenleiden — Charles-Holz-Kur (dauer 12 Tage), Blutreinigung, Schwäche, sichere schmerzlose Heilung ohne Gurgel-222/0* störung, Teilzahlung.
 Sprechstunden: 10-1 und 5-8

Heute Sonntag 12-2 geöffnet.
Wiener Pelz-Haus
 Leipziger Straße 89
 Ecke Markgrafenstraße, gegenüber d. Seidenhaus Michels.
 In Eiswämmerl, Skunks, Iltis, Fuchsbogenmäuten, Federleichte Pelzhüte, Gesätze zu billigen Preisen.

JLSE Brikett

Die Brikettproduktion

betrug im Jahre 1885	21 500 t
„ „ 1895	67 000 t
„ „ 1905	693 500 t
„ „ 1915	1 982 300 t

Heilanstalt für Elektro- u. Licht-Therapie,
 Naturheilverfahren, Homöopathie, Sauerstoffheilverfahren und Pflanzenheilkunde
Berlin SO. 16, Brückenst. 10b II.
 Erfolgreiche Behandlung von Rheumatismus, Gicht, Lungen-, Herz-, Nerven-, Magen-, Darm-, Blasen- und Nierenleiden, Geschwülsten, Geschwüren, offenen Wunden, Flechten, Ausschlag etc. in frischen u. veralteten Fällen.
 Getrennte Behandlungsräume für Damen und Herren!
 Sprech- u. Behandlungszeit: 9 1/2-1, 4-7 1/2, Sonnt. u. Feiert.: 9-1.
 Die ärztliche Anstaltsleitung.